



VOM SPAZIEREN IM GRUNEWALD STEFAN LITWIN

Geboren 1960 in Mexiko-Stadt. Studierte Klavier, Komposition und Interpretation in den USA und der Schweiz. Zu seinen Lehrern gehören Jürg Wytenbach, John Lessard, Walter Levin und Charles Rosen. Wichtige Anregungen durch Herbert Brün. Promotion 1993 an der State University of New York at Stony Brook. Seit 1992 Professor an der Hochschule für Musik Saar. Internationale Konzerttätigkeit. Auftritte mit bedeutenden Orchestern und Dirigenten, u. a. Christoph von Dohnányi, Michael Gielen und Marek Janowski. Kammermusik mit Partnern wie Aurèle Nicolet, Christian Tetzlaff, Irvine Arditti, Gustav Rivinius, Jörg Widmann, LaSalle-Quartett, Arditti-Quartett. Liederabende mit Roland Hermann, Henry Herford, Claudia Barainsky, Yaron Windmüller und Salome Kammer. Besonderes Engagement für zeitgenössische Musik. Zahlreiche Uraufführungen. Zusammenarbeit mit Komponisten wie Luigi Nono, Luciano Berio, Hans Zender, Herbert Brün, Frederic Rzewski, Johannes Kalitzke und Michael Gielen. CD-, Fernseh- und Rundfunkproduktionen in Europa und den USA. Neuere Kompositionen: „Sonata y destrucciones“ (1998); „Lyon 1943 (Pièce de résistance)“ (1999); „Rein oder unrein?“ (Satire, 2001); „Thoreau’s Nightmare“ (2003); „Allende, 11. September 1973“ (2004). – Adresse: Rungestraße 17, 10179 Berlin.

Berlin. Die Stadt, in welche mein Großvater 1905 mit seiner Familie aus Lodz gezogen war, um den Pogromen zu entfliehen. Sie wurde seine Heimat. Hier wurde er zu einem anerkannten Geschäftsmann, der 1917 vom Kaiser nach Schweden entsandt wurde, um mit der neuen Sowjetregierung geheime Friedensverhandlungen zu führen. Später, in der Weimarer Republik, wurde er zu einem Vertrauten Gustav Stresemanns. Die Litwins

lebten damals in einer noch heute erhaltenen Wohnung am Hohenzollerndamm und besaßen einige Jahre ein Schloss im kleinen, nahe Oranienburg gelegenen Städtchen Schwante. Mein Vater, jüngster Sohn der Familie, arbeitete seit Ende der 20er-Jahre als Journalist bei der *Vossischen Zeitung*. 1936 erfolgte die Emigration. London, San Francisco, Los Angeles, Costa Rica und Mexiko waren die Städte, wo die Familienmitglieder, bis auf eine Tochter, die nicht überlebte, Zuflucht fanden. Sie alle verloren ihre deutsche Staatsbürgerschaft und nahmen jene des Gastlandes an. Keiner fand je nach Berlin zurück. Erhalten blieb also lediglich ein Bild der zurückgelassenen Stadt, vermischt mit Berichten jener, die entweder in alliierter Uniform oder als Besucher für kurze Zeit zurückgereist waren. Eine in Emigrantenkreisen verbreitete Nostalgie, verstärkt wohl durch die bittere Realität der Zerstörung und Teilung, vermittelte mir als Heranwachsendem das Gefühl, mit dem „alten“ Berlin verbunden zu sein, ja es geradezu zu kennen, auch ohne jemals deutschen Boden betreten zu haben. Erst Mitte der 80er-Jahre kam ich für Konzerte in die Heimatstadt meiner Familie. Es folgten regelmäßige Besuche, wonach sich mein ererbtes Berlin-Bild allmählich in ein reales, selber erfahrenes zu wandeln begann. Mein Vater hat diese „Rückkehr“ seines Sohnes nicht mehr erlebt, wie auch das Jahr 1989 nicht, das wiederum so viel veränderte. Nach dem Fall der Mauer wurde das Schloss Schwante aufgesucht. Außerordentlich, dieses Gebäude, das ich nur aus einem vergilbten Fotoalbum her kannte, erhalten zu finden, wenngleich in verwehrlostem Zustand. Bewegender noch: Einem im Ruhestand lebenden Hausmeister des Schlosses zu begegnen, der sich an meinen Großvater erinnern konnte. Die Berliner Litwins hatte es demnach wirklich gegeben.

Allein vor diesem Hintergrund versprach die Einladung, ein Jahr am Wissenschaftskolleg zu verbringen, eine besondere Zeit zu werden. Am 3. Oktober, zufälliger- aber auch sinnigerweise der Tag der deutschen Einheit, reiste ich an. Als ein in Mexiko geborener, in der Schweiz aufgewachsener und viele Jahre in den USA und Belgien niedergelassener eingebürgerter Deutscher hatte ich mich leicht deplatziert gefühlt, wo immer ich auch gerade gewohnt hatte. An jenem Ort ankommend, wo mehrere Generationen meiner Familie gewirkt hatten, empfand ich nun zum ersten Male etwas wie Zugehörigkeit. Das verworrene Bild meiner Herkunft wurde als ein kohärentes Ganzes, als ein Netz komplexerer Zusammenhänge greifbar, ohne dass sich, wie bisher, ein Gefühl von Verlust einstellte. Ich hatte an jenen Ort zurückgefunden, an dem lange vor meiner Geburt die Kausalkette meiner Biographie angesetzt hatte. Jetzt veränderte sich mein Ausblick, und mit festem Boden unter den Füßen mutierte ich vom Wanderer zum Spaziergänger, der endlich fühlend, wo

er hingehört, selbst nach ausgedehnten Ausflügen immer stets nach Hause zurückkehrt. Dies allein ist ein Geschenk, wofür ich dem Wissenschaftskolleg zu danken habe. Das Zusammenleben mit den Fellows sollte mir aber noch viel mehr geben.

Bekanntlich bietet der Grunewald dem passionierten Spaziergänger reichlich Möglichkeit, seiner Leidenschaft nachzugehen und mannigfaltige Eindrücke zu sammeln. Ebenso das Wissenschaftskolleg dem Fellow, denn nicht wissend, welche Speisen und Tischgenossen er jeweils antreffen wird, kann er darauf vertrauen, dabei stets Bereicherndes zu finden. Die täglichen Mahlzeiten und ihre Ausflüge in das geistige Umfeld der Natur- und Geisteswissenschaften haben etwas von jenem „richtigen“ Spazieren, das Henry David Thoreau der Lebenskunst gleichstellte und als Elixier empfahl. Es war mir als Anhänger des neuenglischen Transzendentalisten demnach eine Selbstverständlichkeit, mich auf neue, unbekannte Wege zu begeben und auch die übrigen Fellows zu Spaziergängen in mein Revier einzuladen, weshalb ich gleich zu Beginn des Jahres dem von Dieter Grimm erbrachten Vorschlag, am Kolleg regelmäßig Hauskonzerte zu veranstalten, mit Freude nachkam und mit Musik von Charles Ives begann.

Er schreibe keine Werke für „Sissies“, und man müsse lernen, eine Dissonanz hinzunehmen wie ein Mann, zitierte ich aus den Memos des amerikanischen Pioniers. Dies hatte im Hause unmittelbare Folgen. Einige Fellows bekannten sich nun offen zur Gruppe der unverbesserlichen Konsonanzanbeter, eine Herausforderung, aus diesen Weichlingen im Laufe des Jahres doch noch abgehärtete Hörer zu machen. Ich kann nicht behaupten, dass die Aufgabe leicht gewesen wäre, aber mit einigem Stolz kann ich berichten, dass John Rieser, einer der besonders trotzigigen Repräsentanten seiner Gruppe, im Frühjahr eine Aufnahme von Schönbergs Klavierstücken von mir erbat, durch wiederholtes Hören seine Abneigung dagegen allmählich überwand und mir letzten Endes eingestand, dass er die Musik nun doch nicht mehr so abstoßend fände, ja, sie teils sogar recht „schön“ sei. Immerhin! Offenbar war sein Spazierweg ein langer, steiler Berghang gewesen, der sich aber durch den besonderen Ausblick am Gipfel als lohnend erwies. Die anderen „Schlappohren“ – ein weiterer Terminus von Ives –, also Fellows, die Johns Konsonanzliebe, jedoch nicht seine wissenschaftliche Experimentierfreude teilten, werde ich hier nicht bloßstellen, um ihren Ruf nicht zu schädigen. An ihrer statt sollen aber einige heroische Kämpfer des gegenüberliegenden Lagers hervorgehoben werden.

Quentin Skinner, beispielsweise, scheute sich keine Sekunde lang, die vorgegebenen musikalischen Spazierwege zu begehen, mochten sie noch so steil und holprig sein. Im Gegenteil, je herausfordernder die Musik war, desto begeisterter hörte er zu. Sein unermüd-

licher Intellekt und sein geradezu universelles Wissen wie auch eine erstaunliche musikalische Bildung beschleunigten das Tempo unserer Tischgespräche vom gemütlichen Schlendern zum Joggen, wobei er aus dem Gedächtnis einzelne Motive (auch Nebenstimmen) aus unzähligen Werken sowohl singen als auch die genaue Instrumentierung benennen konnte und so manch einen professionellen Musiker in den Schatten stellte. Nicht weniger fruchtbar und abenteuerlich waren jene unzähligen Meilen, die ich gemeinsam mit Amnon Raz-Krakotzkin zurücklegte. (Es braucht nicht weiter erklärt zu werden, warum man mit einem Spitznamen wie „Nono“ natürlich nur der Dissonanzenpartei angehören kann.) Seine Neugier und einzigartige Kommunikationsgabe gepaart mit der Fähigkeit, durch überraschende Umkehrungen gängiger Argumentationsmuster eingefrorenes schematisches Denken zu durchbrechen, zwangen einen immerfort Schritt zu halten, und unter dem Druck seiner unnachgiebig menschlichen Wärme blieb mein ursprüngliches kompositorisches Arbeitsvorhaben auf der Strecke.

Geprägt durch das Schicksal meiner Eltern hatte ich vorgehabt, ein episches Gedicht des jiddischen Dichters Yitzakh Katzenelson als Grundlage einer Komposition für das Trio *Accanto* zu verwenden. Nun lernte ich durch Nono und seine nicht minder charismatische Frau Ronit Chacham ihre, für mich neue Perspektive kennen, verbrachte somit erst einmal Wochen damit zu, den Schock zu überwinden und die politisch aktuelle Bedeutung meiner europäisch-jüdischen Identität zu reflektieren. Ich entschied, den Katzenelson-Text vorerst wegzulegen und komponierte stattdessen „Allende, 11. September 1973“, ein Stück für Klarinette, Cello und sprechenden Pianisten. Das Trio, basierend auf Salvador Allendes Abschiedsrede am Tage des Coups, erklang nach der Uraufführung beim Heidelberger Frühling ein zweites Mal im Rahmen einer Ausstellung von Arbeiten Alexander Polzins am Wissenschaftskolleg. Ohne den Ansporn meiner israelischen Freunde wäre es wohl nie entstanden. Auch Dominique Pestre – ein Avantgardist *par excellence*, war er doch als Hörer, wie er mir versicherte, umgekehrt, nämlich von der Neuen Musik zur alten gekommen – und mein Villa Jaffé-Mitbewohner und Küchenpartner Jim Hunt hatten zur Entstehung des Stücks einiges beigetragen, kreisten doch unsere gemeinsamen geistigen Ausflüge nicht nur um das soziale Leben der Wespen, sondern auch um Walter Benjamins geschichtsphilosophische Thesen und um die Notwendigkeit, angesichts der Vereinnahmung des 11. September 2001 durch die Bush-Regierung kompositorisch gegen das Vergessen anzugehen.

Aber zurück zur Dissonanztherapie: Stephen Greenblatt unterstützte mein Bestreben, die Fellows musikalisch abzuhärten, indem er in einem eindrucksvollen Abendkollo-

quium über Shakespeares Hamlet eine Parallele zog und von der unaufgelösten Dissonanz als eine dem Theaterstück innewohnende Tendenz sprach. Die Wege zweier aus unterschiedlichen Richtungen herannahender Spaziergänger hatten sich gekreuzt. Jetzt hielten sie kurz inne und reichten einander die Hand. Die Begegnung bescherte mir außerdem einen unvergesslichen Nachmittag, als wir auf meine Bitte hin Lord Byrons „Ode to Napoleon Buonaparte“ – ein Text, der mich aufgrund von Schönbergs Vertonung beschäftigte – gemeinsam analysierten. Stephens Exegese war aber keineswegs ein gemüthlicher Ausflug in höhere Regionen der englischen Literatur. Nein! Sie glich viel eher einem Spurt, der mich schlicht außer Atem brachte und keuchend im Staub zurückließ. Ein ebenso trainierter Sprinter ist Klaus Reichert, mit dem sich eine schon Jahre zuvor in Frankfurt begonnene Freundschaft während des Aufenthaltes am Kolleg wunderbar vertiefte. Diesem Virtuosen der Übersetzung verdanke ich unzählige Anregungen im Umgang mit musikalischen Texten. Kaum eine Veranstaltung oder Arbeitsgruppe, bei welcher man ihn nicht antraf und heftig mitdiskutieren sah. Unvergesslich sein Referat über Schönbergs Bibelverständnis anlässlich eines Symposions zu „Moses und Aron“ an der Staatsoper unter den Linden. Als ich gegen Ende des Jahres schließlich den Mut fasste, mein Katzenelson-Projekt wieder aufleben zu lassen, bat ich ihn um Hilfe bei der Übersetzung des Jiddischen ins Deutsche. Mit Ronit, die sich unserem Vorhaben anschloss, erlebte ich, wie er sich spielerisch zwischen möglichen Textauslegungen hin und her bewegte, dabei immer engere Kreise schlug und aus allen möglichen Wissensquellen schöpfte, bis das Pendel der Erkenntnis über der schlüssigsten Lösung endlich zum Stillstand gelangte.

Zu den treuen Teilnehmern des musikalischen Erziehungsprojektes und Anhängern der emanzipierten Dissonanz gehörten natürlich viele andere. Aus Platzmangel können hier nur einige genannt werden: Rudolf Wagner und Cathy Yeh, die mir neue, spannende Einblicke in die chinesische Kulturgeschichte gewährten; David Poepfel, ein vielsprachiger Globetrotter wie ich und seine Frau Amy, die durch ihren Humor dem Leben am Kolleg eine herrliche Leichtigkeit verliehen; Stefan Wild, der die „Freuden und Leiden“, mit einer Psychotherapeutin verheiratet zu sein, mit mir teilte; Beate Rössler, die mit ihrer kräftigen und schönen Singstimme während einer Weihnachtsfeier alle anderen Choristen niedermähte, wobei protokolliert werden muss, dass Quentin Skinner und Susan James ihr harte Konkurrenz lieferten und letzten Endes nur mit leichtem Abstand auf Platz zwei rangierten; Egon Flaig und Bernhard Jussen, mit denen ich gleich zu Beginn des Jahres in lebhaftes Diskussionen über die Beziehung von Musik und Geschichte verfiel; Gil Anidjar, ein anderer von weit her erschiebener Wanderer, dessen Kompromisslosigkeit mich tief

beeindruckte; Sarah Shettleworth, die mit ihrer Offenheit so viel zur positiven Atmosphäre unter den Fellows beitrug; Robert Pippin, der mich nach einem Hauskonzert, in welchem ich Schönbergs Musik als dialektische Synthese des Gegensatzes Wagner - Brahms dargestellt hatte, zu einem Hegelianer erklärte und mich weihevoll in seinen illustren Kreis aufnahm; Susan James und Ramie Targoff, deren brillante Kolloquia mich besonders ansprachen; Yehuda Elkana, der, viel zu selten, aber zumindest regelmäßig, wie ein Komet ins Kolleg kam, unsere Umgebung dabei stark erleuchtete und einen hellen Schweif am Horizont hinterließ, wenn er wieder wegfuhr; Tom Lacqueur, der das Cellospiel hingebungsvoll pflegte, aber bedauernswerter Weise ebenfalls nur kurz am Kolleg verweilte und mir so eine gemeinsame Aufführung der „Drei kleinen Stücke op. 11“ von Anton Webern schuldig blieb.

Was würde wohl aus weitläufigen Spazierwegen durch Wald und Feld ohne die Pflege eines hingebungsvollen Försters? Reinhart Meyer-Kalkus ermöglichte den Fellows durch seine unermüdliche Fürsorge einen reibungslosen Gang durch das geistige Terrain des Grunewalds. Mit einer beneidenswerten Bildung, psychologischer Finesse und einer Musikkenntnis, die jener Quentin Skinners in nichts nachsteht, begleitete er unsere täglichen Ausflüge, wies vom Weg abgekommene Spaziergänger freundlich die Richtung und holte auch einmal gänzlich Verirrte aus dem Gestrüpp wieder auf den ursprünglichen Pfad zurück. In meinem Fall hatte seine Betreuung nachhaltige Folgen. Ich las Heinrich von Kleist und Goethe, lernte, was eine Aposeopese ist, und diskutierte mit ihm endlos über den Begriff des Pathos, ein Austausch, zu welchem ein später in unserer Herberge einkehrender Wandersmann, Jörg Widmann, ebenfalls einiges beizusteuern hatte. (Was für ein Gewinn, als sich Letzterer mit mir solidarisiert die Wiko-Sissies mit eifrigen Diskussionen und Konzerten seinerseits zu bearbeiten begann!)

Aber auch der Gang ins Berliner Umfeld beschied mir wundervolle Begegnungen mit alten und neuen Freunden. Unter ihnen: Michael und Helga Gielen; Heinz-Klaus Metzger und Rainer Riehn; Manni Brün; Maxim Dessau; Axel Bauni; Ursula Klein, die mich als erste für Aufnahmen beim damaligen SFB nach Berlin geholt hatte; Martin Demmler; Reinhold Brinkmann; Hermann Danuser, mit dem mich die Tradition der Savoff-Schule eng verbindet; Albrecht Wellmer, der mir beim gemeinsamen Partiturlesen einen neuen Zugang zur hermeneutischen Analyse verschaffte; Isabelle Lorenz, die mich noch aus Cincinnati kennend sogleich in ihre Familie einschloss; Vinko Globokar und Heike Hoffmann, die mich in die Kunst des Pilzesammelns einführten und mir so auch den kulinarischen Nutzen des Spazierens vermittelten.

Es wäre zweifelsohne unfair, wenn ich zum Schluss nicht eingestehen würde, dass auch ich eine gewisse Scheu vor Dissonanzen habe, und zwar vor solchen, die unfreiwillig entstehen. Dies geschah, als sich einige Fellows und ihre Partner zusammenfanden, um für die Abschlussfeier Lieder aus der Dreigroschenoper umzudichten und einzustudieren. Um nicht missverstanden zu werden: Viertel- und Achtelton-Reibungen haben durchaus ihren Reiz, aber für ein Seminar mit Ashis Nandy, der uns in die Geheimnisse der indischen Musik hätte einweihen können, blieb keine Zeit. So beharrte ich auf der alten westeuropäischen Tradition der Teilung der Oktave in zwölf gleichwertige Intervalle und erreichte mit einigem Fleiß, dass unsere Gesangstruppe schließlich doch noch einen durchaus ansehnlichen Eindruck bei der gemeinsamen Feier hinterlassen konnte. Dem hierbei nicht anwesenden Leser lässt sich schwer vermitteln, mit welchem Elan die Sänger ihre Aufgabe erfüllten. Ihnen zum Dank, wie auch dem gesamten Forstamt an der Wallotstraße, dessen unermüdliche Mitarbeiter das Jahr im Grunewalder Waldhaus zu einem unvergesslichen Erlebnis für uns alle werden ließen, sei hier das Lied abgedruckt, das die Trauer über unseren unvermeidbaren Abschied zum Ausdruck bringt.

Ballade der scheidenden Fellows

(Frei nach Bertolt Brecht)

Text: Stefan Litwin
Musik: Kurt Weill

Tango-Tempo *p*

Fellows

1. In ei - ner Zeit, die
2. In je - ner Zeit, die

Tango-Tempo *p*

Klavier

4

Fellows

jetzt ver - gan - gen ist, leb - ten wir
jetzt ver - gan - gen scheint, wa - ren wir

Klav.

7

Fellows

hier zu - sam - men, kö - nig - lich.
Freun - de, al - le froh ver - eint.

Klav.

10

Fellows

Die Zeit liegt fern, wie hin - ter ei - nem
Nun ist's vor - bei, wie sehr tut uns das

Klav.

13

Fellows

Rauch. Leid! Manch gu - tes Es - - sen und
Wir müs - sen fort - - sen

Klav.

16

Fellows

nähr - te un - ser'n Bauch. Es geht auch
sind noch nicht be - reit. Wir wol - len

Klav.

p

19

Fellows

an - ders, doch so geht es auch.
blei - ben auf e - wi - ge Zeit!

Klav.

22 *mf*

Fellows *v*

Und war es Dien - stag, kro - chen wir aus un - ser'm
 Und wenn Herr Grimm dann sagt: "Ich kann Sie zwar ver

Klav.

24 *v*

Fellows

Bett, und lie - fen zum Kol - lo - qui - um, das war sehr nett, und wenn es
 stehn, a - ber Sie müs - sen lei - der, ja, Sie müs - sen geh'n," dann sa - gen

Klav.

27 *v*

Fellows

Streit gab wäh - rend ei - ner Dis - kus - sion, dann wuss - ten
 wir: "Herr Rek - tor, bit - te, bit - te, nein! Wir woll'n doch

Klav.

29 *f*

Fellows *v*

wir, das Es - sen war - tet un - ten schon. So hiel - ten
 al - le jetzt ein Perm' - nent Fel - low sein!" Denn es war

Klav. *f*

31

Fellows

wir's ein gu - tes schö - nes Jahr in dem Kol -
 so ein wun - der - ba - res Jahr in dem Kol -

Klav.

35

Fellows

leg, wo un - ser Haus - halt war.
 leg, wo un - ser Haus - halt wgr.

Klav.

39

Fellows

Klav.

43

Fellows

Klav.

47

Fellows

Klav.

51

Fellows

p

3.Es hilft nichts mehr, wir müs - sen trotz-dem

Klav.

p

55

Fellows

geh'n, wenn wir es kaum auch wer-den ü - ber-

Klav.

59

Fellows

steh'n. Ein neu-er Jahr - gang wird dann kom - men

Klav.

63

Fellows *an,* der wird sehr schwer für die Ver-wal-tung

Klav.

67

Fellows *p* sein. Es gibt auch an - d're,

Klav.

70

Fellows *f* doch kei - nen wie uns! *mf* Und wenn der

Klav.

73

Fellows Staff sich dann he - rum - schlagen muss mit al - lem neu - en bü - ro - kra - ti - schen

Klav.

76

Fellows

Stuss, wird man sich den - ken: "Bes - ser wa - ren die

Klav.

78

Fellows

al - ten. Ach, hät - ten wir sie doch nur hier be - hal - ten!" Denn oh - ne

Klav.

81

Fellows

uns gibt's kein so gu - tes Jahr in dem Kol -

Klav.

85

Fellows

leg, wo un - sere Hei - mat war!

Klav.

89

Fellows

Klav.

93

Fellows

Klav.

97

Fellows

Klav.

100

Fellows

Klav.

pp